

Otto Friedrich Bollnow

Besprechungsaufsatz *

Hermann Hesse: Das Glasperlenspiel. Versuch einer Lebensbeschreibung des Magister Ludi Josef Knecht, samt Knechts hinterlassenen Schriften. Zwei Bände. Zürich 1943.

[Seite 56/57]

Hermann Hesses „Glasperlenspiel“, das 1943 in der Schweiz erschienen ist, *gelangt* jetzt endlich durch einen glücklichen Zufall in unsere Hand. Die Darstellung entfaltet eine weit gespannte pädagogische Utopie, die in vielem an Goethes „pädagogische Provinz“ gemahnt und schon im Namen ihres Helden, des Josef Knecht, kontrastierend an den „Wilhelm Meister“ anzuspielden scheint. Als ein neues Glied in der mit Platons „Staat“ anhebenden Reihe der großen pädagogischen Visionen, zugleich aber auch wegen der darüber hinaus angedeuteten umfassenden anthropologischen Probleme, erscheint das Buch über seine großen dichterischen Schönheiten hinaus auch im Rahmen unserer pädagogisch eingestellten Zeitschrift bedeutsam.

Dieses reife Spätwerk des Dichters ist von der beglückenden Stimmung einer besonnen über den Dingen verweilenden Heiterkeit getragen, die vielleicht überhaupt die besondere Gnade des hohen Alters ist. Mit einer manchmal fast schon trocken wirkenden Behutsamkeit bedient es sich der Maske des nüchtern referierenden Verfahrens, um schon in dieser (vielleicht ebenfalls für das hohe Alter bezeichnenden) Kunstform den Abstand zu gewinnen, der ganz unpersonlich nur noch den Gegenstand als solchen zu Worte kommen lassen will.

Die Erzählung spielt in einer Zeit, die man vielleicht auf einige Jahrhunderte nach unserer Gegenwart ansetzen kann, in einer Zeit, wo man von einer überlegenen Warte auf die uns heute bedrängenden Wirren und Nöte der Gegenwart zurückblickt, die vom Boden jener Utopie aus, je nach dem Standpunkt der Wertung, als das „kriegerische Jahrhundert“ oder die „feuilletonistische Epoche“ erscheint. Die fiktive Form des Rückblicks gibt Gelegenheit zu einer eingehenden Auseinandersetzung mit der geistigen Situation der Gegenwart. Ähnlich wie Swift in „Gullivers Reisen“ im Bilde seltsamer Völker die Zustände seiner eignen Umwelt geißelte, so erscheint unsere eigne Zeit unter der Perspektive dieser Darstellung als zurückliegender Gegenstand geistesgeschichtlicher Forschung, der so seltsam und fremdartig, so unglaubwürdig und im Grunde widervernünftig ist, daß man sich nur in mühsam tastenden Vermutungen darüber zu äußern wagt. Insbesondere von dem veräußerlichten Treiben der Künste und Wissenschaften wird berichtet, wie sie sich im Streben nach Geld und Ehre in äußerlich „feuilletonistischer“ Weise mit den Mächten der Zeit eingelassen hätten und dadurch in ihrem innersten Kern korrupt geworden wären, bis dann durch eine von zunächst wenigen vollzogene radikale Umkehr, durch den bewußten Verzicht auf Wohlstand und Ansehen, durch eine neue mönchisch-asketische Haltung eine neue Strenge und Verinnerlichung des geistigen Lebens erzielt sei, als dessen Träger die „Kastalier“ erscheinen. Das ist eine Art von weltlichem Orden, der in strenger Zucht ein der Wissenschaft und insbesondere der Erziehung gewidmetes Leben führt. Grundgedanken des abendländischen christlichen Mönchtums durchdringen sich in ihm mit morgenländischen Formen der Meditationsübungen. In ihrem „Kastalien“, einer ausgedehnten, von der übrigen Welt abgesonderten „pädagogischen Provinz“ befindet sich ein reich gegliedertes System von stufenweise aufeinander aufbauenden Bildungsanstalten, ausgehend von elementaren Schulen und fortschreitend zu den höchsten Formen wissenschaftlicher und künstlerischer Ausbildung, die ihre Zöglinge in internatsmäßiger Abgeschlossenheit zu einem disziplinierten geistigen Dasein formen, um sie dann, je nach Eignung und Neigung, in die übrige Welt wieder zu entlassen oder innerhalb «es Ordens

* Erschienen in der Zeitschrift „Die Sammlung“, 2. Jg. 1946, Heft 1, S. 56-63. Die Seitenumbrüche des Erst- drucks sind in den fortlaufenden Text eingefügt.

weiter zu beschäftigen.

Im Mittelpunkt dieses geistigen Daseins, in dem sich die ganze geistige Haltung wie in einem Symbol zusammenschließt, steht das berühmte Glasperlenspiel, das zugleich dem ganzen Werk seinen Namen gegeben hat. Es handelt sich hierin [57/58] um ein gewisses Spiel mit Vorstellungen und geistigen Formen, das trotz vieler ausführlicher Behandlungen nicht ganz deutlich wird und wohl auch nicht ganz deutlich werden soll, um damit eine Form des aufs höchste verfeinerten geistigen Genusses anzudeuten, die erst diesem späteren Stadium der geistigen Entwicklung zugänglich geworden ist. Es wird berichtet, wie dieses Spiel zunächst zur Erholung in studentischen Kreisen entstanden sei, ausgehend von der Mathematik immer neue Bereiche der geistigen Welt in sich einbezogen habe und sich s« durch verschiedene Stilformen hindurch zur gegenwärtigen Gestalt entwickelt habe, wobei man in einem gewissen, inzwischen aber überwundenen Stadium, die verschiedenen Vorstellungen, zwischen denen das Spiel sich bewegt, durch *zu* symmetrischen Konfigurationen zusammengefügte Glasperlen veranschaulicht habe. Uralte Träume von einer einheitlich die ganze Welt durchwaltenden Gesetzmäßigkeit, durch die jedes einzelne Gebiet jedes andere widerspiegelt, und einer von da bedingten höchsten Symmetrie und Schönheit des Ganzen, die in einer alle Künste und Wissenschaften gleichmäßig durchdringenden Zeichen- und Formelsprache zum Ausdruck kommt, solche Sehnsüchte, wie sie vor allem im Zeitalter des Barock lebendig waren, aber ähnlich auch in den romantisch-mystischen Gedankengängen des Novalis wiederkehren, werden hier heraufbeschworen. So erscheint das Spiel als ein Ordnen, Gruppieren und Gegeneinanderstellen von „konzentrischen Vorstellungen“ aus allen Gebieten des Denken« und Fühlens, das etwa mit einem musikalischen Thema einsetzt, sich über mathematische Formeln hinweg entfaltet und schließlich zu einem philosophischen Satz hinüberleitet, getragen immer von der Überzeugung der tief innerlichen Verwandtschaft aller verschiedenen Zweige der geistigen Welt. Hinzu treten Pausen meditierender Versenkung, und so hat sich das Spiel langsam von einem beglückenden Zeitvertreib zu einer kultischen Bedeutung entwickelt. Es wird als besonderes Fach an den Schulen gelehrt, der „Meister des Glasperlenspiels“, der „Magister Ludi“ ist eines der höchsten Ordensämter, und alljährlich vereinigen sich die Kastalier beim großen Fest zu einem besonders glanzvoll entwickelten Glasperlenspiel.

Die Dichtung entwickelt diese geistige Welt am Lebenslauf eines Mannes, der die verschiedenen Schulen hintereinander durchläuft und dann zum hohen Amt eines „Meisters des Glasperlenspiels“ aufsteigt. Dieser Lebenslauf selbst bietet nichts Aufregendes. Ohne Verwirrungen und Verwicklungen, die man in einem solchen wohlgeordneten Zeitalter überhaupt als überwunden ansehen muß, auch ohne psychologische Probleme, die von dort her ebenfalls als Ausdruck eines überwundenen Zeitalters erscheinen, entwickelt sich der Bildungsweg mit einer an den Helden des „Nachsommers“ gemahnenden Musterhaftigkeit, bei der jede neue Stufe einen neuen Bereich der geistigen Welt erschließt und im Grunde mehr vom allgemeinen Aufbau dieser geistigen Welt als von den besonderen Schicksalen des Helden verrät. Besonders aufschlußreich ist in diesem Zusammenhang ein Kapitel, das von einem längeren Aufenthalt im Kloster eines alte» katholischen Ordens handelt, weil sich hier in der Begegnung der beiden Welten die unbeschwert gegenwärtige Art der Kastalier von der in einer langen Geschichte verwurzelten Macht der katholischen Kirche abhebt.

Aber sehr bezeichnend und zum Nachdenken anregend ist jetzt der Abschluß» Der Held verbleibt nicht im Orden, sondern kehrt in die Welt zurück, wo er i» der Erziehung eines Kindes (des Sohnes seines nach der kastalischen Ausbildung in ein weltliches Amt übergegangenen Mitschülers Ferromonte) eine bescheidene Aufgabe übernimmt. Er stirbt gleich zu Beginn dieser neuen Tätigkeit im Angesicht der unberührten Natur beim Bade im eisigen Wasser eines Gebirgssees. [38/39] Bei diesem Ende angekommen, steht man rückblickend vor der Frage, welches die Gründe sein mögen, die den Dichter zu einer solchen Einschränkung seiner eignen Dichtung führen, warum er sich gedrunken fühlt, in dieser Weise doch wieder an seinem eignen Idealbild Kritik zu üben. Die in der Dichtung selber ausgesprochene Antwort

heißt: weil dem Helden nichts Neues mehr zu schaffen bleibt, nachdem er alle innerhalb des Ordens gegebenen Möglichkeiten erschöpft hat, und es ihn anwidert, sein Leben in der immer neuen Wiederholung vorgezeichneter Möglichkeiten zuzubringen. Aber die Frage ist zugleich von tieferer und grundsätzlicher Art; denn wenn der Dichter schon von der Möglichkeit Gebrauch macht, ein utopisches Weltbild zu ersinnen, so hätte er damit auch die Gelegenheit gehabt, jeden nur möglichen Mangel durch eine noch vollkommenere Gestaltung zu überholen, und so muß er schon seine besonderen Gründe gehabt haben, wenn er seine eigne Schöpfung in dieser Weise doch wieder relativiert. Es muß tief in die Frage nach dem Wesen einer solchen Utopie hineinführen.

In diesen Zusammenhang gehört die abschließend mitgeteilte Denkschrift, in der der Held der Erzählung sein Ausscheiden aus dem Orden begründet. Vieles, was dort entwickelt wird, hat seine allgemeinere Bedeutung. Dahin gehört der Einwand, daß solche Zustände glücklicher Abgeschiedenheit in verborgener Weise doch wieder der Gunst oder Ungunst der äußeren politischen Mächte ausgeliefert sind und eine Veränderung des Zeitgeistes zum Banausischen hin den immerhin erheblichen Aufwand für eine solche „pädagogische Provinz“ als unrentabel empfinden könnte; denn es macht die Inselhaftigkeit einer solchen in ihrer Schönheit doch zugleich sehr zerbrechlichen Welt deutlich und mag vielleicht zugleich symbolisch dafür stehen, daß jede zur glücklichen Vollkommenheit geordnete Welt doch nur verletzlich einem dunklen Grund der Wirklichkeit abgerungen ist. Dahin gehört weiter der Hinweis auf die Einseitigkeit, die in der Ungeschichtlichkeit des kastilischen Weltbilds besteht; denn die Ungeschichtlichkeit ist mit der hier erreichten Heiterkeit untrennbar als die Bedingung ihrer Möglichkeit verbunden. Dahin gehört endlich — und das führt am tiefsten — daß nur der Verzicht auf das Schöpferische im Leben das Glück eines solchen Zustands ermöglicht; denn nur die Beschränkung auf einen einmal erreichten Stand der Wissenschaften und der Künste erlaubt es, mit ihnen als einem in sich geschlossenen Ganzen mit jener heiteren Überlegenheit zu spielen, wie es vom Glasperlenspiel in einer so entzückenden Weise entwickelt wird.

Alles das ist wichtig. Aber doch wird hiermit das Letzte höchstens gestreift, und es ist schon bezeichnend, daß der Held seine Denkschrift nicht selber verfaßt, sondern einen Freund mit ihr beauftragt, daß sie für ihn selber immer mehr an Wichtigkeit verliert. Es ist überhaupt bezeichnend für den Dichter, daß ein Letztes hier nicht gesagt wird, sondern unausgesprochen zwischen den Zeilen verborgen bleibt, während er in einer vielleicht wiederum typisch altershaften Zurückhaltung nur trockene Tatsachen zu berichten vorgibt und grade dadurch dem Werk jenen Schimmer von Hintergründigkeit und verborgener Weisheit gibt, der seinen eigentümlichen Zauber ausmacht. Das Letzte wird nur ganz leise angerührt: daß die vollendete Schönheit nur auf Kosten des schöpferischen Lebens erreichbar ist. Der Held konnte in dieser vollkommen geordneten Welt nicht zur Ruhe kommen, weil sie für ihn nicht die Möglichkeiten weiterer Entwicklung bot; denn es gehört zum Wesen des tieferen Menschen, daß für ihn jede erreichte Stufe eben nur Stufe bleibt, d. h. daß er darüber hinausdrängt, sobald er sie einmal erreicht hat. Das Überschreiten jedes erreichten Zustands, das Transzendieren seiner selbst klingt darum auch im Werke selbst in gewissen letzten Formulierungen des Helden an, die als halb unverstanden weitergegeben mit einem ehrfürchtigen Schauer des Geheimnisses verbunden bleiben.

Als letzte Wesensbestimmung des Menschen taucht also auch hier ein Überschreiten seiner selbst auf, das sich mit manchen Formulierungen einer modernen Anthropologie berührt und in einer besinnlich machenden Weise an Wendungen erinnert, mit denen Nietzsche seinen „Übermenschen“ zu kennzeichnen sucht und für einen Augenblick könnte der Gedanke aufsteigen, als sei die ganze Welt Kastaliens nichts anderes als die jener „letzten Menschen“, die im „Zarathustra“ als das verächtliche Gegenbild des „Übermenschen“ erscheinen, jener kraftlosen Geschöpfe, die das Glück erfunden haben und blinzeln. Es gibt hier in der Tat eine Beziehung, aber was Nietzsche von der Übersteigerung des „Übermenschen“ her als verächtlich an den Rand drängt, das wird hier in seiner wahren Lebensbedeutung ans Licht gestellt. Was

Nietzsche in voreilig verzerrender Weise als Typ und Gegentyp auseinanderreißt, das ist hier in seiner unzerstörbaren funktionalen Zusammengehörigkeit zu begreifen, wobei die bei Nietzsche geringschätzig behandelte Seite hier erst in ihrer ganzen Tiefe sichtbar wird, während jene andre dort maßlos überspitzte Seite hier nur leise einschränkend angedeutet wird. Zwar ist es wahr, daß jeder Zustand seine reine Vollkommenheit nur dadurch erreicht, daß er die schöpferisch vorwärts drängenden Kräfte stille stehen läßt, und daß er so durch die bleibende Notwendigkeit der Transzendenz relativiert wird, aber eine solche Relativierung bedeutet keine Entwertung; denn das Hinausgehen über den jeweils erreichten Stand kann nicht als Selbstzweck genossen werden, wie Nietzsche sich daran berauscht, sondern erfordert, wenn das Leben sich gesund erhalten soll, als Gegengewicht einen Zustand des friedlich in sich selber ruhenden Glücks des Augenblicks. Das ist die Welt der Idylle, die hier in ihrer Lebensbedeutung sichtbar wird. Auch das Kastalien des „Glasperlenspiels“ ist eine solche Welt der Idylle. Aber auch das Streben selber kann nicht richtungslos über sich selber hinausweisen, sondern empfängt seine Bestimmtheit erst aus solchen Idealbildern, die es als in sich ruhend sich selber gegenüberstellt. Und von hier aus ergibt sich die Lebensfunktion der Utopie: Daß sie, als verwirklicht gedacht, schon wieder unbefriedigend wirkt, ist kein Mangel, sondern liegt im Wesen der Utopie begründet, die, um dem Leben eine Richtung zu geben, den Fluß des Lebens in einem Zustand der höheren Vollkommenheit als aufgehoben denken muß. Und wie alle Einschränkungen auch bei *Hesse* nur leise am Ende angedeutet werden (und im Zusammenhang der referierenden Bewußtmachung ein Gewicht gewinnen, daß sie in der Dichtung selber gar nicht haben), so dürfen sie auch den Leser nicht hindern, das, was der Dichter an Zeitkritik und richtungweisender Idealbildung entwickelt, in vollem Maße als Bekenntnis ernst zu nehmen.

Um die mehrfach berührte, das ganze Werk durchziehende Grundstimmung einer lebensüberlegenen Heiterkeit anschaulich zu machen und zu zeigen, wie sie nicht Oberflächlichkeit sondern letzte Tiefe bedeutet, sei abschließend eine Probe aus dem Buch selbst mitgeteilt, nämlich aus dem nächtlichen Gespräch *Knechts* mit seinem Schulfreund Ferromonte, aus dem im Fortgang der Handlung sein Entschluß zum Ordensaustritt hervorgeht (Band II, S. 54—61). [60/61]

Anhang:

Von der Heiterkeit

Aus Hermann Hesses „*Das Glasperlenspiel*“

„Du sagtest“, meinte er, „daß du Mittel wissest, um mich glücklicher und heiterer zu machen. Aber du fragst gar nicht, ob ich das eigentlich begehre.“

„Nun“, lachte Josef Knecht, „wenn wir einen Menschen glücklicher und heiterer machen können, so sollten wir es in jedem Falle tun, mag er uns darum bitten oder nicht. Und wie solltest du es denn nicht suchen und begehren? Darum bist du ja hier, darum sitzen wir ja hier wieder einander gegenüber, darum bist du ja zu uns zurückgekehrt. Du hassest Kastalien, du verachtetest es, du bist viel zu stolz auf deine Weltlichkeit und deine Traurigkeit, als daß du sie durch etwas Vernunft und Meditation erleichtern möchtest — und doch hat eine heimliche und unzählbare Sehnsucht nach uns und unserer Heiterkeit dich alle die Jahre geführt und gezogen, bis du wiederkommen und es noch einmal mit uns probieren mußt. Und ich sage dir, du bist diesmal zur rechten Zeit gekommen, zu einer Zeit, in der auch ich mich sehr nach einem Ruf aus eurer Welt, nach einer sich öffnenden Pforte gesehnt habe. Aber davon das nächstemal! Du hast mir manches anvertraut, Freund, dafür danke ich dir, und du wirst sehen, daß auch ich dir einiges zu beichten haben werde. Es ist spät, du reisest morgen früh und auf mich wartet wieder ein Amtstag, wir müssen bald schlafen gehen. Nur eine Viertelstunde schenke mir noch, bitte.“

Er erhob sich, ging zum Fenster und blickte nach oben, wo zwischen wehenden Wolken über-

all Streifen eines tiefklaren Nachthimmels zu sehen waren, voll von Sternen. Da er nicht sofort zurückkehrte, stand auch der Gast auf und trat zu ihm ans Fenster. Der Magister stand, nach oben blickend und mit rhythmischen Atemzügen die dünnkühle Luft der Herbstnacht genießend. Er wies mit der Hand zum Himmel.

„Sieh“, sagte er, „diese Wolkenlandschaft mit ihren Himmelsstreifen! Beim ersten Blick möchte man meinen, die Tiefe sei dort, wo es am dunkelsten ist, aber gleich nimmt man wahr, daß dieses Dunkle und Weiche nur die Wolken sind und daß der Weltraum mit seiner Tiefe erst an den Rändern und Fjorden dieser Wolkengebirge beginnt und ins Unendliche sinkt, darin die Sterne stehen, feierlich und für uns Menschen höchste Sinnbilder der Klarheit und Ordnung. Nicht dort ist die Tiefe der Welt und ihrer Geheimnisse, wo die Wolken und die Schwärze sind, die Tiefe ist im Klaren und Heitren. Wenn ich dich bitten darf: blicke vor dem Schlafengehen noch eine Weile in diese Buchten und Meerengen mit den vielen Sternen und weise die Gedanken oder Träume nicht ab, die dir dabei etwa kommen.“

Eine eigentümlich zuckende Empfindung, ungewiß, ob Weh oder Glück, regte sich in Plinius Herzen. Mit ähnlichen Worten, so erinnerte er sich, war er einstmals, vor unausdenklich langer Zeit, in der schönen heitern Frühe seines Waldzeller Schülerlebens zu den ersten Meditationsübungen ermahnt worden.

„Und erlaube mir noch ein Wort“, fing der Glasperlenspielermeister wieder mit leiser Stimme an. „Ich möchte dir gerne noch etwas über die Heiterkeit sagen, über die der Sterne und die des Geistes, und auch über unsere kastalische Art von Heiterkeit. Du hast eine Abneigung gegen die Heiterkeit, vermutlich weil du einen Weg der Traurigkeit hast gehen müssen, und nun scheint dir alle Helligkeit und gute Laune, und namentlich unsre kastalische, seicht und kindlich, auch feige, eine Flucht vor den Schrecken und Abgründen der Wirklichkeit in eine klare, wohlgeordnete Welt bloßer Formen, und Formeln, bloßer Abstraktionen [61/62] und Abgeschliffenheiten. Aber, mein lieber Trauriger, mag es diese Flucht auch geben, mag es an feigen, furchtsamen, mit bloßen Formen spielenden Kastaliern nicht fehlen, ja sollten sie bei uns sogar in der Mehrzahl sein — dies nimmt der echten Heiterkeit, der des Himmels und der des Geistes, nichts von ihrem Wert und Glanz. Den Leichtzufriedenen und Scheinheiteren unter uns stehen andere gegenüber, Menschen und Generationen von Menschen, deren Heiterkeit nicht Spiel und Oberfläche, sondern Ernst und Tiefe ist. Einen habe ich gekannt, es war unser ehemaliger Musikmeister, den du einst in Waldzell auch je und je gesehen hast; dieser Mann hat in seinen letzten Lebensjahren die Tugend der Heiterkeit in solchem Maße besessen, daß sie von ihm ausstrahlte wie das Licht von einer Sonne, daß sie als Wohlwollen, als Lebenslust, als gute Laune, als Vertrauen und Zuversicht auf alle überging und in allen weiterstrahlte, die ihren Glanz ernstlich aufgenommen und in sich eingelassen hatten. Auch ich bin von seinem Licht beschienen worden, auch mir hat er von seiner Helligkeit und einem Herzensglanz ein wenig mitgeteilt, und ebenso unsrem *Ferromonte*, und noch manchen andern. Diese Heiterkeit zu erreichen, ist mir, und vielen mit mir das höchste und edelste aller Ziele. Auch bei einigen Vätern der Ordensleitung findest du sie. Diese Heiterkeit ist weder Tändelei noch Selbstgefälligkeit, sie ist höchste Erkenntnis und Liebe, ist Bejahen aller Wirklichkeit, Wachsein am Rand aller Tiefen und Abgründe, sie ist eine Tugend der Heiligen und der Ritter, sie ist unstörbar und nimmt mit dem Alter und der Todesnähe nur immer zu. Sie ist das Geheimnis des Schönen und die eigentliche Substanz jeder Kunst. Der Dichter, der das Herrliche und Schreckliche des Lebens im Tanzschritt seiner Verse preist, der Musiker, der es als reine Gegenwart erklingen läßt, ist Lichtbringer, Mehrer der Freude und Helligkeit auf Erden, auch wenn er uns erst durch Tränen und schmerzliche Spannung führt. Vielleicht ist der Dichter, dessen Verse uns entzücken, ein trauriger Einsamer, und der Musiker ein schwermütiger Träumer gewesen, aber auch dann hat sein Werk Teil an der Heiterkeit der Götter und der Sterne. Was er uns gibt, das ist nicht mehr sein Dunkel, sein Leiden oder Bangen, es ist ein Tropfen reinen Lichtes, ewiger Heiterkeit. Auch wenn ganze Völker und Sprachen die Tiefe der Welt zu ergründen suchen, in Mythen, Kosmogonien, Religionen, ist das Letzte und

Höchste, was sie erreichen können, diese Heiterkeit. Du erinnerst dich der alten Inder, unser Waldzeller Lehrer hat einst schön von ihnen erzählt: ein Volk des Leidens, des Grübelns, des Büßens, der Askese; aber die letzten großen Funde seines Geistes waren licht und heiter, heiter das Lächeln der Weltüberwinder und Buddhas, heiter die Gestalten seiner abgründigen Mythologien. Die Welt, wie diese Mythen sie darstellen, beginnt in ihrem Anfange göttlich, selig, strahlend, frühlingsschön, als goldenes Zeitalter; sie erkrankt sodann und verkommt mehr und mehr, sie verrotet und verelendet, und am Ende von vier immer tiefer sinkenden Weltzeitaltern ist sie reif dafür, vom lachenden und tanzenden *Schiwa* zertreten und vernichtet zu werden — aber es endet damit nicht, es beginnt neu mit dem Lächeln des träumenden Vischnu, der mit spielenden Händen eine neue, junge, schöne, strahlende Welt erschafft. Es ist wunderbar: dieses Volk, einsichtig und leidensfähig wie kaum ein anderes, hat mit Grauen und Scham dem grausamen Spiel der Weltgeschichte zugesehen, dem ewig sich drehenden Rad von Gier und Leiden, es hat die Hinfälligkeit des Geschaffenen gesehen und verstanden, die Gier und Teufelei des Menschen und zugleich seine tiefe Sehnsucht nach Reinheit und Harmonie, und hat für die ganze Schönheit und Tragik der Schöpfung diese herrlichen Gleichnisse gefunden, von den Weltaltern und dem Zerfall der Schöpfung, vom gewaltigen *Schiwa*, der die verkommene Welt in Trümmer tanzt, und [62/63] vom lächelnden Vischnu, der schlummernd liegt und aus goldenen Götterträumen spielend eine neue Welt werden läßt.

Was nun unsere eigene, kastalische Heiterkeit betrifft, so mag sie nur eine späte und kleine Abart dieser großen sein, aber sie ist eine durchaus legitime. Die Gelehrsamkeit ist nicht immer und überall heiter gewesen, obwohl sie es sein sollte. Bei uns ist sie, der Kult der Wahrheit, eng mit dem Kult des Schönen verknüpft und außerdem mit der meditativen Seelenpflege, kann also nie die Heiterkeit ganz verlieren. Unser Glasperlenspiel aber vereinigt in sich alle drei Principien: Wissenschaft, Verehrung des Schönen und Meditation, und so sollte ein rechter Glasperlenspieler von Heiterkeit durchtränkt sein wie eine reife Frucht von ihrem süßen Saft, er sollte vor allem die Heiterkeit der Musik in sich haben, die ja nichts anderes ist als Tapferkeit, als ein heiteres, lächelndes Schreiten und Tanzen mitten durch die Schrecken und Flammen der Welt, festliches Darbringen eines Opfers. Um diese Art der Heiterkeit war es mir zu tun, seit ich sie als Schüler und Student ahnend zu verstehen begann, und ich werde sie nicht mehr preisgeben, auch nicht im Unglück und Leid.

Wir gehen jetzt schlafen, und morgen früh reisest du. Komm bald wieder, erzähle mir mehr von dir, und auch ich werde dir erzählen, du wirst erfahren, daß es auch in Waldzell und im Leben eines Magisters Fragwürdigkeiten, Enttäuschungen, ja Verzweiflungen und Dämonien gibt. Jetzt aber sollst du in den Schlaf noch ein Ohr voll Musik mitnehmen. Der Blick in den Sternenhimmel und ein Ohr voll Musik vor dem Zubettgehen, das ist besser als alle deine Schlafmittel.“

Er setzte sich und spielte behutsam, ganz leise, einen Satz aus jener Sonate von Purcell, einem Lieblingsstück des Pater Jakobus. Wie Tropfen goldenen Lichtes fielen die Töne in die Stille, so leise, daß man dazwischen noch den Gesang des alten laufenden Brunnens im Hofe hören konnte. Sanft und streng, sparsam und süß begegneten und verschränkten sich die Stimmen der holden Musik, tapfer und heiter schritten sie ihren innigen Reigen durch das Nichts der Zeit und Vergänglichkeit, machten den Raum und die Nachtstunde für die kleine Weile ihrer Dauer weit und weltgroß, und als Josef Knecht seinen Gast verabschiedete, hatte dieser ein verändertes und erhelltes Gesicht, und zugleich Tränen in den Augen.